

Clemens Sedmak

»Selig sind die Glücklichen«

Spaß, Glück und das gute Leben

»Have fun«, so grüßt man sich in der Spaßgesellschaft. Nach einem geglückten Leben – und nicht nur dem eigenen – zu fragen, scheint den Spaß zu verderben. Denn dazu gehört eher das »Gespür für Ernsthaftigkeit«. Eine Seligpreisung der Glücklichen findet der Autor in der Bibel jedenfalls nicht.

Über die Spaßgesellschaft reden

● Thomas von Aquin hätte über das beliebte »zapping«, die vielerorts gepflegte Kultur von Fernsehzuschauern, die sich durch die Kanäle klicken, deutliche Worte gefunden. Ein solcher Habitus ist Ausdruck der Weigerung, den Geist mit äußerster Anspannung einer Sache zuzuwenden und damit eine Verweigerung von »Hingabe des Geistes«. Es ist also Ausdruck einer gewissen Trägheit und des Unvermögens oder der mangelnden Willenskraft, sich eingehend mit einer Sache zu beschäftigen. Es zeigt sich darin, dass der Mensch am eindringlichsten von dem angesprochen wird, was das Sinnlichkeitsvergnügen steigert.

Bereits Augustinus, auf den sich Thomas bezieht, hat davon gesprochen, dass die Begierde der Augen den Menschen neugierig macht (De vera religione 38, 70). »Zapping« ist eine Form von

Neugier, die mit einer gewissen Reserve zu betrachten ist. Nachzulesen sind diese Überlegungen von Thomas von Aquin in seiner Summa (II-II, quaestiones 166, 167).

Zapping ist vielen zum Inbegriff eines bestimmten Lebensgefühls geworden, das mit unübersehbaren Wahlmöglichkeiten, mit kurzen Aufnahmespannen, mit dem Modus der steten Unterbrechung und Unterbrechbarkeit und mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber dem, was uns begegnet, assoziiert wird. Thomas von Aquin scheint hier also in seiner Rolle als Philosoph und Theologe als Spaßverderber aufzutreten. Spaßverderber in einer Spaßgesellschaft zu sein, ist keine angenehme Positionierung. Anders gefragt: Erscheint der Philosoph in einer Spaßgesellschaft als der Hofnarr, der jene Dinge sagen darf, die im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern allein dem kleinen Mädchen zu äußern vorbehalten waren? Vielleicht ist das eine erste These, wenn es denn bei einem Artikel im Zeitalter der Spaßgesellschaft überhaupt noch um Thesen gehen soll.

»Take it easy« und »Have fun«, sind beliebte Grußformeln in der angelsächsischen Welt, die auch etwas über Lebensform und Lebensgefühl aussagen. Seit Anfang der 1990er-Jahre geistert das Wort von der Spaßgesellschaft durch die

Feuilletons. Seit dem 11. September 2001 ist in eben diesen Feuilletons mitunter vom »Ende der Spaßgesellschaft« oder vom Übergang von der Spaßgesellschaft zur Angstgesellschaft die Rede.

Das Ende des Spaßes bezieht sich offenbar auf neue Ernsthaftigkeit, weil Bedrohtheit menschlichen Lebens, auf die Unberechenbarkeit des Zusammenlebens und die damit verbundene Grenze der Beliebigkeit von Lebensformen. Der Terrorismus macht auf reale Konsequenzen menschlichen Tuns aufmerksam, die einen Unterschied machen und denen wir also nicht gleich-gültig gegenüber stehen können.

Weite Teile der Gesellschaft bleiben jedoch von diesen Entwicklungen unberührt. Gerhard Schulze erinnert uns mit seiner Rede von der »Erlebnisgesellschaft« an die im Zuge der Individu-

»Unterhaltungsmöglichkeiten und Erlebnissfreiheiten«

alisierung ausgeweiteten Unterhaltungsmöglichkeiten und Erlebnissfreiheiten.¹ Von Schulze kann man auch lernen, wie man Aussagen über die Gesellschaft als Ganze machen kann. Schulze unterscheidet verschiedene Erlebnissmilieus, die er idealtypisch darstellt, um auf diese Weise zu einer – ebenso idealtypischen – Darstellung der Gesellschaft zu gelangen.

Diese Art von Typisierung ist eine beliebte Strategie bestimmter soziologischer Betrachtungsweisen. Nicht von ungefähr wird die Soziologie, von der die meisten Aussagen über die Spaßgesellschaft stammen, mitunter als »organized common sense« bezeichnet. Wie soll man also über »die Gesellschaft« oder auch »die Gesellschaft als Spaßgesellschaft« reden?

Sehen wir uns einige Wege an: Man könnte mit den erwähnten Typisierungen arbeiten, eine Methode, die Max Weber für die Soziologie und Bronislaw Malinowski für die Ethnologie an-

gewandt hat. Letzterer hat etwa ein idealtypisches Liebespaar beschrieben, um auf diese Weise das Sexualleben auf den Trobrianden darstellen zu können. Wäre die Darstellung solcher typischer Lebensläufe eine Möglichkeit, der gegenwärtigen Gesellschaft auf die Spur zu kommen? Hier könnte man eine Biographie schildern, die eine Reihe von Bildungswegen und Beziehungen, weltanschaulichen und religiösen Orientierungen, Lebensformen und Denkweisen reflektierte. Man könnte auch mit Kernbegriffen arbeiten, mit denen die Gesellschaft nachgezeichnet werden sollte, mit Begriffen wie »Spaß« und »Freiheit«, »fun« und »happiness«.

Im Rahmen solcher Typisierungen wird die Spaßgesellschaft durch Vorsicht und Misstrauen gegenüber Begriffen wie »Verantwortung«, »Pflicht« und »Bindung«, gegenüber Strukturen wie Gewohnheiten, Alltag und Routine, gegenüber Größen wie Institutionen und Traditionen charakterisiert. Man könnte auch eine Gesellschaft dadurch untersuchen, dass man das Idealbild, das in der Werbung vermittelt wird, näher ansieht, ein Idealbild, das auf Jugend und

»Jugend und Dynamik«

Dynamik, Vielfalt und Dabeisein abzielt. Man könnte über eine Gesellschaft im Ganzen auch in der Weise sprechen, dass man ein Leitbild für diese Gesellschaft wählt, etwa das Bild der Party, und die gegenwärtige Gesellschaft als ganze mit dieser Metapher charakterisiert.

Man könnte aufzeigen, dass sich sämtliche Teilsysteme der Gesellschaft diesem Bild annähern und eine »Event-Kultur« entwickeln, in der Nachrichten als infotainment ebenso in Ereignisse transformiert werden wie Altruismus in Form von Wohltätigkeitsveranstaltungen (charity events) oder auch Krieg in Form von mediengerechten reportierbaren Phänomenen.

Man könnte auch über das Menschenbild sprechen, das in der heutigen Gesellschaft kultiviert wird. »Das Menschenbild, das uns heute aus der Werbung entgegenblickt, ist homo consumens, der durch und durch kommerzialisierte, genuss- und vergnügungssüchtige Mensch, der sich alles einverleibt, worauf er Lust und woran er Spaß hat.«² Die Wirtschaft hat diesem

»homo consumens«

Menschenbild, das sie mitprägt, gerecht zu werden und soll dazu die materielle Basis bereitstellen. Man könnte das Menschenbild des »homo consumens« wiederum idealtypisch weiter beschreiben und etwa auf einen Gegensatz von »Haben« und »Sein« abzielen.

Man könnte auch über die Gesellschaft im Ganzen schreiben, indem man auf bestimmte Reflexe in der Literatur Bezug nimmt, etwa auf die Romane von Michel Houellebecq oder Frederic Beigbeder. Es ließen sich wohl noch weitere Strategien, über unsere Gesellschaft zu schreiben, aufzählen. Hier wird man innehalten müssen: Kann man so über »die Gesellschaft« schreiben? Kann da etwas herauskommen, was nicht nur »Geschwafel« ist?

Wieder zeigt sich die Philosophie als Spaßverderberin, die einen munteren Assoziationsfluss unterbricht. Aus philosophischer Perspektive wird man eine gewisse Scheu, über die Gesellschaft als ganze zu reden, in Sätzen, die

»Philosophie als Spaßverderberin«

Erfahrungssätzen gleichen, nicht verhehlen können. Da macht man bestimmte Beobachtungen – man sieht etwa ein Coca-Cola-Plakat irgendwo im westafrikanischen Busch – und schließt daraus auf »Globalisierung«; da liest man bestimmte Dinge in einer Zeitung – etwa über neue

Trends in der Clubbing-Szene – und leitet daraus Momente der Spaßgesellschaft ab; da nimmt man technische Entwicklungen etwa auf dem Mobiltelefonmarkt zur Kenntnis und glaubt, dadurch eine empirische Basis für eine neue Kommunikationsqualität, die »die Gesellschaft« nachhaltig prägen wird, gefunden zu haben.

Ich spreche hier nur von philosophischer Scheu, so zu verfahren, weil der Übergang von der einzelnen Beobachtung zur allgemeinen Feststellung, vom Erfahrungssatz zum kategorialen Satz kein einfacher Sprung ist, wenn man einen schweren philosophischen Rucksack umgeschminkt hat. Die Philosophin spricht lieber über Begriffe, die Begriffe »Spaß«, »Glück«, »geglücktes Leben«. Ich möchte im Folgenden auch so vorgehen: Anstelle mit weiteren Assoziationen aufzuwarten, will ich über drei Begriffe nachdenken: »Spaß«, »Glück« und »geglücktes Leben«.

Spaß haben und glücklich sein

- Spaß ist etwas, das man »hat«. Der Begriff »Spaß« meint einen leichten Erregungszustand und wird mit Unbeschwertheit, Geschwindigkeit, Leben im Augenblick assoziiert. Um dem Begriff »Spaß« gerecht zu werden, wird man einen expliziten Blick auf den Begriff »Erlebnis« werfen und sich fragen müssen: Was unterscheidet ein Erlebnis von einer Erfahrung? Eine Analyse von »Spaß« wird auch mit einem Blick auf Humor und die Rolle des Lachens einhergehen. Hier hat die Geistesgeschichte einiges zu bieten, etwa die Überlegungen von Aristoteles, Cicero und Plutarch über die Kunst, Lachen hervorzurufen als rhetorisches Mittel, das bestimmten Regeln unterworfen ist. Umberto Eco's Roman »Der Name der Rose« eignet sich her-

vorrangend als Hinführung zu einer Diskussion über die Funktion des Lachens.

Amüsant könnten auch ethnologische Befunde für ein Verständnis des Spaßbegriffs sein. Ich nenne nur ein Beispiel: Der amerikanische Ethnologe John Honigmann hat in den 1950er- und 1960er-Jahren ein Dorf in der Steiermark besucht und untersucht und dabei die Rolle des Alkohols analysiert. Die Pointe seiner Feldstudien: »An evening filled with wit and laughter is lustig, gay. Lustigkeit or gaiety is what people want from a Gasthaus and from alcohol.«³ Dies sagt durchaus etwas über den Begriff »Spaß«, vielleicht aber auch etwas über das steirische Dorf oder den puritanischen Ethnologen Honigmann aus.

Natürlich kann man den Begriff »Spaß« auch in eine kleine Theorie einbetten: »Fun ist ... eine Disziplin des Ausiebens, die ein diskretes Bollwerk errichtet, eine keimfreie Atmosphäre herstellt, in der ich die Welt genieße, ihr

»keimfreie Atmosphäre«

aber umgekehrt nicht das Recht einräume, mich zu verletzen oder zu bestrafen ... mit fun wird das Leben zu einem Spiel, für das wir keinen Preis zahlen müssen.«⁴ In diesem Sinne kann man »Spaß« mit »Lebenshunger« assoziieren.

Hier möchte ich gerade mit Blick auf den Terrorismus als Absage an die Spaßgesellschaft einen bemerkenswerten Satz von Jean Baudrillard zitieren, der aus Sicht der arabischen Welt schreibt: »Unsere Männer sind ebenso begierig zu sterben, wie die Amerikaner begierig sind zu leben!«⁵ Das rückt die Rede vom »Lebenshunger« in ein anderes Licht, wo auch religiöse Schatten deutlich werden.

Wenden wir uns dem ernstesten Begriff »Glück« zu: Literaturnobelpreisträger Imre Kertész hat in seinem Roman eines Schicksallosen

am Ende vom Glück im Konzentrationslager gesprochen: »Es gibt keine Absurdität, die man nicht ganz natürlich leben würde, und auf meinem Weg, das weiß ich schon jetzt, lauert wie eine unvermeidliche Falle das Glück auf mich. Denn sogar dort, bei den Schornsteinen, gab es in der Pause zwischen den Qualen etwas, das

»Glück im Konzentrationslager«

dem Glück ähnlich war. Alle fragen mich immer nur nach Übeln, den ›Greueln‹: obgleich für mich vielleicht gerade diese Erfahrung die denkwürdigste ist. Ja, davon, vom Glück der Konzentrationslager, müßte ich ihnen erzählen, das nächste Mal, wenn sie mich fragen.«⁶ Glück im Konzentrationslager? Ähnlich schwer erscheint die Zumutung, sich spielende Kinder unter Rahmenbedingungen des Holocaust vorzustellen.⁷

Kertész macht darauf aufmerksam, dass das Glück etwas ist, das »sich einstellt«, das »zufällt«, nicht etwas, das man herstellen oder erzwingen könnte. Glück, so scheint hier die Botschaft zu sein, ist etwas Leises, Natürliches, Selbstverständliches, nicht etwas Grelles, Schreiendes,

»Die Tür zum Glück geht nicht nach innen auf.«

Käufliches. Glück kommt, so könnte man diese Darstellung verstehen, eine gewisse »Eigenwilligkeit« zu, eine gewisse Widerspenstigkeit.⁸ »Die Tür zum Glück geht nicht nach innen auf«, schreibt Kierkegaard in »Entweder/Oder« und sagt auch damit etwas über das »Zufallen« des Glücks.

Dieses Motiv des Zufallens von Wesentlichem ist prominent aus der pyrrhonischen Skepsis bekannt: »Dem Skeptiker geschah dasselbe, was von dem Maler Apelles erzählt wird. Dieser wollte, so heißt es, beim Malen eines Pferdes des-

sen Schaum auf dem Gemälde nachahmen. Das sei ihm so mißlungen, daß er aufgab und den Schwamm, in dem er die Farben von dem Pinsel abzuwischen pflegte, gegen das Bild schleuderte.

»Als sie aber innehielten ...«

Als dieser auftraf, habe er eine Nachahmung des Pferdeschaumes hervorgebracht ... Auch die Skeptiker hoffen, die Seelenruhe dadurch zu erlangen, daß sie über die Ungleichförmigkeit der erscheinenden und gedachten Dinge entscheiden. Da sie das nicht zu tun vermochten, hielten sie inne. Als sie aber innehielten, folgte ihnen wie zufällig die Seelenruhe wie der Schatten dem Körper.«⁹

Eine ähnliche Einsicht über das vergebliche Suchen nach Glück auf direktem Wege zeigt Peter Handke in seinem »Versuch über den geglückten Tag«, einem Text, in dem Handke deutlich macht, dass man einen geglückten Tag nicht planen kann.

Während man, so scheint es, sich vornehmen kann, »Spaß« zu haben und sich Vergnügen produzieren lässt, was denn auch einen ganzen Industriezweig ermöglicht, ist Glück subtiler, fragiler, unverfügbarer. Die Zerbrechlichkeit des Glücks kann man deutlich in Tom Wolfes Roman

»subtiler, fragiler, unverfügbarer«

»Fegefeuer der Eitelkeiten« nachzeichnen, in dem der Sturz eines erfolgreichen Finanzmaklers geschildert wird.

Dies provoziert die Frage nach einer inneren Festigkeit, die Glück nicht von äußeren Faktoren abhängig macht, ein Motiv, das die philosophische Reflexion auf das Glück und wohl auch die religiöse Suche nach Glück wesentlich mitbestimmt hat. Die Subtilität des Glücks zeigt sich

auch darin, dass Glück nicht als ein Gut vorliegt, das isoliert werden könnte, wie Froschschenkel oder Fischköpfe.

Kann Traurigkeit Teil von Glück sein? In José Saramagos Roman »Das Zentrum« wird Glück in eben dieser Weise geschildert. Auch das ist eine philosophische wie spirituelle Herausforderung: glücklich zu sein angesichts des Elends in der Welt, eine »serenitas« zu bewahren, nicht nur angesichts des eigenen Leids, sondern auch angesichts des Leids von geliebten Menschen.

Natürlich sind auch diese Feinheit und Zerbrechlichkeit des Glücks nicht unwidersprochen, man denke einerseits an die Überlegungen, Glück systematisch zu maximieren, andererseits an Aspekte der Hirnforschung mit der Tendenz, von einer Konstruierbarkeit des Glücks zu reden.¹⁰ Was die Maximierung des Glücks angeht,

»Berechenbarkeit entzaubert das Glück.«

hat Jeremy Bentham bekanntlich sieben Kriterien angeführt, um den Nutzen einer Handlung zu berechnen: Intensität, Dauer, Gewissheit/Un-gewissheit, Nähe/Ferne, Folgenträchtigkeit, Reinheit, Ausmaß.¹¹ Die Berechenbarkeit des Glücks entzaubert das Glück zu einer Angelegenheit, die das Glück empirischer Forschung zugänglich macht.

Was kann hier die Philosophie tun? Sie kann auf Wert und Grenzen der empirischen Glücksforschung hinweisen. Es besteht kein Zweifel daran, dass es aufschlussreich ist, was empirische Studien über Zuschreibung von Glück zutage fördern. Es ist interessant, dass Kinder in unserem Kulturkreis Glücklichkeit wesentlich über vier Faktoren definieren: Freundschaften; ausreichender Wohnraum; selbstständige und anspruchsvolle Tätigkeiten; Familie (besonders: Lob, Mitentscheidungs-

möglichkeiten und Humor). Daraus ergeben sich »Arbeit und Lob« als zwei entscheidende glücksbegünstigende Faktoren.¹²

Es ist ebenso interessant zu erfahren, dass in Deutschland Momente des Glücklichseins in folgender Prioritätenabstufung gefunden werden: zusammensein mit den eigenen Kindern; zusammensein mit dem/der Lebenspartner/in; Urlaub machen; Sex haben; zusammensein mit Freunden; ein Auto lenken; Hobby betreiben; Musik hören; in Ruhe nachdenken, lesen.¹³

Dennoch muss sich die Philosophie hier wieder einmal als Spaßverderberin engagieren und auf die Grenzen hinweisen: Die empirische Glücksforschung bettet die Untersuchung von Glück in die Lebensqualitätsforschung ein. Glück erscheint dann als »the degree to which an individual judges the overall quality of her life as a whole favourably«¹⁴.

Nun wissen wir, dass in der Zuschreibung von Lebensqualität ein »need-approach« (Expertinnen und Experten wissen, was die Menschen brauchen, um hohe Lebensqualität zu haben)

»Lebensqualitätsforschung«

und ein »want-approach« (was Menschen wollen, um hohe Lebensqualität zu haben) miteinander konkurrieren, dass vorgefertigte Konzepte von »Glück« und »Lebensqualität« in die Untersuchungen einfließen, dass es Grenzen der Fähigkeit gibt, über eigene Befindlichkeit und insbesondere »Glücklichsein« zu reden und dass die subjektive Zuschreibung von Lebensqualität von so trivialen Faktoren abhängen kann wie Sieg oder Niederlage des lokalen Fußballvereins. So bleibt trotz der empirischen Forschung die Arbeit an Unterscheidungen und Begriffen nicht erspart. Und die philosophische Arbeit führt uns zum Nachdenken über den Begriff des geglückten Lebens.

Geglücktes Leben

● Philosophische Unterscheidungen im Zusammenhang mit »Glück« gibt es viele; ich nenne zwei, die beide auf dasselbe hinauslaufen: Robert Nozick unterschied drei Varianten der Frage nach dem Glück: (a) Ich bin glücklich, dass das und das der Fall ist; (b) ich fühle, dass mein Leben jetzt gut ist; (c) ich bin mit meinem Leben als Ganzem zufrieden.¹⁵ Eine zweite philosophische Unterscheidung, die im Kontext der Rede von Glück anzubringen ist, ist die Unterscheidung von fortuna (Glück, das sich purem Zufall verdankt), felicitas (Glück, an dessen Zustandekommen man beteiligt war) und beatitudo (bezogen auf ein im Ganzen geglücktes Leben).

So laufen beide Unterscheidungen auf einen Blick auf das Leben als Ganzes und auf die Frage nach dem geglückten Leben hinaus. Dies scheint mir die eigentliche Kernfrage zu sein, um die es geht, wenn wir von »gutem Leben« und »guter Gesellschaft« reden. Auch die Spaßgesellschaft, was immer das ist, kann sich um diese Frage, die den Blick auf das Leben als Ganzes richtet, nicht herumdrücken.

Angesichts der Kluft zwischen Arm und Reich stellt sich die Frage nach der Gesellschaft, die wir vernünftigerweise wollen können. Angesichts des »alltäglichen Elends« stellt sich die Frage nach dem geglückten Leben. Eine gute Gesellschaft scheint eine solche zu sein, die allen

»Zugang zu Glückschancen«

Menschen die Möglichkeit eines geglückten Lebens eröffnet. In diesem Sinne hängen die Frage nach dem Glück und die politische Form zusammen: »Der demokratische Staat ... muß sogar sicherstellen, dass die Glückschancen für alle in gleicher Weise zugänglich sind und niemand

durch das System in unzulässiger Weise privilegiert oder benachteiligt wird.«¹⁶ Wenn man nur in Begriffen einer Spaßgesellschaft denkt, die auf Ideen wie »Jeder ist seines Glückes Schmied« zu beruhen scheint, wird man diesen Aspekt des »Zugangs zu Glückschancen« nicht in den Blick bekommen. Dazu kommt denn auch die Frage, ob zu geglücktem Leben nicht auch die Fähigkeit zu trauern gehört.

Wie kann man nach dem geglückten Leben fragen? Die Frage nach dem geglückten Leben¹⁷ scheint obszön, weil sich doch schwerlich jemand berechtigterweise in der Lage sieht, von seinem eigenen Leben behaupten zu können, es wäre geglückt. Die Frage soll als relevante Frage betrachtet werden. Über diese Frage kann man

»Glück vollendet sich in der Freundschaft.«

viel aus der Literatur lernen, aus Werken, die zeigen, wie ein Leben als Ganzes in den Blick genommen wird, etwa aus Kazuo Ishiguros Roman »The Remains of the Day« oder aus Kenzaburo Oes Roman »Eine persönliche Erfahrung«. Ich will hier in Bezug auf die Frage nach dem geglückten Leben zwei Thesen aufstellen:

(a) Geglücktes Leben hat mit der Beziehung zu anderen zu tun; die Frage nach dem geglückten Leben stellt sich nicht isoliert für einen isolierten Menschen. (b) Geglücktes Leben hat wesentlich mit der Fähigkeit zu tun, mit Grenzen und Scheitern umgehen zu können.

Zur ersten These will ich an Aristoteles und seine Nikomachische Ethik erinnern.¹⁸ Glück besteht für Aristoteles im sittlich guten Handeln und der damit verbundenen Freude; dazu bedarf es der Gemeinschaft. Glück vollendet sich in der Freundschaft der sittlich Guten. An den Anfang seiner Überlegungen zum Wert der Freundschaft in der Nikomachischen Ethik stellt Aristoteles

den Gedanken, dass Freundschaft das Notwendigste zum Leben sei (Eth. Nic. 1169b10). Freundschaft ist nach Aristoteles das größte äußere Gut, wohl auch deswegen, weil die äußeren Güter in der menschlichen Gemeinschaft hervorgebracht, verteilt und verwaltet werden. Menschen können einander im Fall von Verlusten von äußeren Gütern, angesichts von Schicksalsschlägen beistehen. Eine Spaßgesellschaft wird sich diese Frage nach Gemeinschaft und Bezug zum anderen gefallen lassen müssen.

Was die zweite These angeht, halte ich den Umgang mit Traurigkeit, Leid, Grenzen für einen Lackmusest. Geglücktes Leben hat mit der Fähigkeit zu tun, Dinge einschätzen zu können, ein Gespür für Ernsthaftigkeit zu entwickeln. Geglücktes Leben ist nicht allein eine Frage der Handlungsfähigkeit, sondern entscheidend auch eine Frage der Haltung angesichts der Einschränkung oder des Verlusts von Handlungsfähigkeit. Zum geglückten Leben gehört die Reife, mit Unglück umgehen zu können.

Allseits bekannt ist dieser »Kampf um das Recht auf Unglück«, das »der Wilde« in Huxleys Roman »Brave New World« führt. Es ist auffallend, dass in drei klassischen Utopien von einer idealen Welt (Thomas Morus' »Utopia«, Campanellas »Sonnenstaat«, Francis Bacons »Neu-Atlantis«) keine Künstler vorgesehen sind, dass es also des Phantasieraums zur Bewältigung von

»Gespür für Ernsthaftigkeit«

Misständen nicht bedarf. Ich möchte behaupten, dass ein Leben in einer solchen idealen Welt nicht glücken kann; ich möchte behaupten, dass eine Rede von geglücktem Leben ein Leben gerade unter »unidealen Bedingungen« meint.

Zurück zur Spaßgesellschaft: Ähnlich schwer verdaulich wie Imre Kertész' Überlegungen zum Glück im Konzentrationslager sind

die Aussagen von Fritz Zorn: »Ich bin jung und reich und gebildet; und ich bin unglücklich, neurotisch und allein ... Natürlich habe ich auch Krebs ... Mit dem Krebs hat es nun aber eine doppelte Bewandnis: einerseits ist er eine körperliche Krankheit, an der ich mit einiger Wahrscheinlichkeit in nächster Zeit sterben werde, die ich vielleicht aber auch überwinden und überleben kann; andererseits ist er eine seelische Krankheit, von der ich nur sagen kann, es sei ein Glück, daß sie endlich ausgebrochen sei. Ich meine damit, daß es bei allem, was ich von zuhause auf meinen unerfreulichen Lebensweg mitbekommen habe, das bei weitem Gescheiteste ist, was ich je in meinem Leben getan habe, daß ich Krebs bekommen habe.«¹⁹

Hier muss man natürlich aufpassen, dass man durch den Willen zur Kritik an der »Spaßgesellschaft« nicht in eine Extremposition und etwa eine Glorifizierung des Leidens gerät. Dennoch scheint mir die Fähigkeit, mit Leid umzu-

gehen, mit der berechtigten Rede von »geglücktem Leben« zusammenzuhängen. Pascal Bruckner hat davon gesprochen, dass in unserer Zeit geradezu eine »Pflicht, glücklich zu sein«, bestehe und sein Buch denn auch »Verdammt zum Glück« genannt.

Es sind vor allem zwei Bereiche, die von Pflicht zur Glückseligkeit besonders betroffen sind: Gesundheit und Sexualität.²⁰ Es ist kein Geheimnis, dass der Druck, der auf diese Bereiche ausgeübt wird, sich auch volkswirtschaftlich relevant im Konsumverhalten niederschlägt und in den Werbeszenarien gespiegelt wird. Dass wir uns damit von der Idee eines reifen, geglückten Lebens entfernen, kann nicht nur in moralisierender Rede beklagt, sondern auch argumentiert werden. Gerade die Liebe zum Leben in seiner Tiefe und Weite ermöglicht den Umgang mit Grenzen und Leid. Schlusssatz: Ich finde in den Seligpreisungen den Satz nicht: »Selig sind die Glücklichen.«

¹ Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Hamburg 1992.

² Annemarie Pieper, Glückssache. Die Kunst gut zu leben, München 2003, 131.

³ John Honigmann, Dynamics of Drinking in an Austrian Village, *Ethnology* 2/2 (1963) 157-169, hier 160.

⁴ Pascal Bruckner, Verdammt zum Glück, Berlin 2001, 106f.

⁵ Jean Baudrillard, Der Geist des Terrorismus, Wien 2002, 21.

⁶ Imre Kertész, Roman eines Schicksallosen, Berlin 2002, 287.

⁷ Vgl. George Eisen, Children and Play in the Holocaust, Amherst 1988

⁸ Vgl. D. Thomä, Vom Glück in der Moderne, Frankfurt/Main 2003, 21.

⁹ Sextus Empiricus, Grundriß der pyrrhonischen Skepsis, hg. v. M. Hossenfelder, Frankfurt/Main 1985, 100.

¹⁰ Vgl. Stefan Klein, Die Glücksformel. Oder Wie die guten Gefühle entstehen, Reinbek bei Hamburg 2002; Michael Koch, Beiträge der Hirnforschung zum Verständnis des menschlichen Glücks, in:

A. Bellebaum (Hg.), Glücksforschung. Eine Bestandsaufnahme, Konstanz 2002, 79-93; Boris Freger u.a., Neurochemische Grundlagen des Glücks, in: M. Rehlinger/M. Usteri (Hg.), Glück als Ziel der Rechtspolitik, Bern 2002, 37-48.

¹¹ Jeremy Bentham, Eine Einführung in die Prinzipien der Moral und der Gesetzgebung, in: O. Höffe (Hg.), Einführung in die utilitaristische Ethik. Klassische und zeitgenössische Texte, München 1975, 35-58.

¹² Vgl. Anton Bucher, Was Kinder glücklich macht, Weinheim/München 2001.

¹³ Pieper (Anm. 2), Glückssache, 24.

¹⁴ Ruut Veenhoven, Conditions of Happiness, Dordrecht 1984, 22-24.

¹⁵ Robert Nozick, The Examined Life, New York 1990, 108.

¹⁶ Pieper (Anm. 2), 36.

¹⁷ Vgl. Clemens Sedmak, Theologie in nachtheologischer Zeit, Mainz 2003, 143-163.

¹⁸ Vgl. Friedo Ricken, Gemeinschaft. Tugend. Glück, Stuttgart 2004.

¹⁹ Fritz Zorn, Mars, Frankfurt/Main 1994, 25.

²⁰ Bruckner (Anm. 4), 62.